

Regula Sutter – Lotti Viola: Rückblick (Visszapillantás)

Die Geschichte, welche eine neue, um neun Jahre jüngere Arbeitskollegin beim üblichen Silvestertreffen des Büros zum Besten gab, traf mich so hart, dass ich glaubte, ersticken zu müssen, wenn ich den Raum nicht verlasse. Ich verabschiedete mich also eiligst und floh in mein Büro. Ohne die Lampe einzuschalten, damit mich das Licht, welches durch den Türspalt auf den Korridor drang, nicht verriet, riss ich das Fenster regelrecht auf und stand gute zehn Minuten im Dunkeln, in der Kälte, im hereinpfeifenden Wind, bis ich zu mir kam und beschloss, nach Hause zu gehen. Den größten Teil des Weges legte ich im stürmischen Wetter zu Fuß zurück und kam durchgefroren, durchnässt zu Hause an. Schon unzählige Male hatte ich erlebt, was für eine starke Antipathie ich gegenüber Menschen empfinde, in die ich mich später verliebe. Diesmal konnte allerdings keine Rede davon sein, an der Kollegin fand ich, abgesehen von ihrem Erzählstil, nichts Bemerkenswertes, außerdem lebte ich mit meiner Frau seit langer Zeit in vollendeter Harmonie: Sie glaubte mir endlich, dass ich sie nie verlassen werde, im Gegenzug dazu hatte sie aufgegeben, mir, wie davor so oft, zu sagen: „Ich weiß, was du denkst.“ – einer jener Sätze, die mich am ehesten zur Verzweiflung bringen.

Die Geschichte, die ich beim erwähnten Treffen zu hören bekommen hatte, war vor gut achtzig Jahren auf einem weit abgelegenen Gehöft geschehen. Hauptperson war ein damals vierjähriges Mädchen, die Tante der Kollegin, das verdurstet war, weil die Kräuterfrau den Eltern verboten hatte, dem Kind etwas zu Trinken zu geben, mit der Begründung, es sei von einem Fluch belastet. Die Wirkung dieses Ereignisses, das bei mir physische Übelkeit ausgelöst hatte, beschäftigte mich auch in den folgenden Tagen so intensiv, dass ich der Ursache auf den Grund gehen wollte. Ich suchte daher eine alte Freundin meiner Mutter auf, die früher einmal Beraterin des Internisten der Nervenlinik gewesen war, und das Gespräch mit ihr beruhigte mich tatsächlich. Sie sagte, die Seele des Kindes, unfähig, die Umstände seines Todes zu verstehen, irre seither auf der Suche nach einer Antwort und Erlösung herum, und jetzt, da sie bei mir auf Mitleid gestoßen sei, könne sie endlich zur Ruhe kommen, sterben. Sie fügte noch hinzu, dass solche Fälle aus der Fachliteratur bekannt seien. Ich wagte nicht nachzufragen, von welcher Fachliteratur sie spreche, weil ich fürchtete, sie könnte meine Frage als Spott auffassen und beleidigt sein, oder, noch schlimmer, es könnte sich herausstellen, dass von Fällen wie mir die Rede sei, sie mich also für nervenkrank hielt. Ich akzeptierte die Erklärung vorbehaltlos, war sogar stolz auf mein Einfühlungsvermögen und somit, glaubte ich, kehre das Leben wieder in seine geregelte Bahn zurück.

Es begab sich aber einmal, dass ich nach der offiziellen Arbeitszeit allein mit der neuen Kollegin im Atelier im Erdgeschoß zurückblieb. Wir waren beide mit Sonderarbeiten beschäftigt, ich entwarf auf eine internationale Ausschreibung hin Pläne für die Restauration einer Denkmalgruppe in Marokko, und sie arbeitete, soweit ich weiß, an den Plänen für einen Wohnpark. Nach Beendigung der Arbeit gingen wir gemeinsam ein Stück auf der schlecht beleuchteten, schmutzigen, spätwinterlichen Straße in Richtung U-Bahnstation am Kálvin Tér. Wir sprachen über unsere Kindheit, über die Ängste der Kinder, die von der Erwachsenenwelt gar nicht wahrgenommen werden. Es stellte sich heraus, dass ihre Großmutter ihr vor dem Schlafengehen die gleichen nekrophilen Gedichte vorgelesen hatte, mit denen auch mich meine Mutter, sie hatte ein recht trauriges Schicksal, zum „Einschlafen“ brachte. Es war seltsam zu hören, wie sie das Gedicht mit dem Anfang „Leise

weinen die drei Waisen“ auf sagte, aber noch seltsamer war, dass sie über jenen Roman sprach, von dem ich, im Gegensatz zum erwähnten Gedicht von Pál Gyulai, immer geglaubt hatte, dass ihn außer mir keine Menschenseele kenne, und welcher den vielsagenden Titel „Die Geheimnisse des Mutterherzens“ trägt. Es wühlte mich auf, wie wir gemeinsam die Erinnerung an diesen durch und durch verlogenen Roman heraufbeschwören. Die Mutter versucht das Leben ihres Kindes dadurch zu retten, dass sie sich selbst opfert, sie lässt sich zuerst die Ohren abschneiden lässt, entsagt dann dem Augenlicht, schließlich werden ihr noch Hände, Füße und wer weiß was alles abgeschnitten. Während meine Mutter ihr Mittagsschläfchen hielt, durfte ich (ich war wohl zwölf Jahre alt), jeweils ein Kapitel des Romans lesen, aber immer nur genau eines, damit mir der geballte Gräuel nicht schade; so vergiftete und ängstigte ich mich in kleinen Dosen. Weil ich ein bis zur Einfältigkeit gehorsames Bübchen war, widersetzte ich mich Mutters Befehl lange Zeit nicht. Eines Tages rebellierte ich und las das Buch zu Ende. Das Gespräch mit der Kollegin brachte nun die qualvollen Erinnerungen zum Vorschein, und – obwohl wir uns gutgelaunt verabschiedeten, und ich kichernd zynische Bemerkungen zur am Ende des Romans nur mehr pulsierenden Torsofigur machte – beschlich mich das Gefühl, dass wir alle zum Elend geboren wurden, angefangen von den verstümmelten Auftragsbettlern, welche die Stadt überfluten, über ihre „Zuhälter“ bis hin zu den Fußgängern, die einen großen Bogen um sie machen.

Nach unserem Gespräch war ich lange niedergeschlagen, doch dann kam unerwartet der Frühling und brachte die frohe Botschaft mit sich, dass ich beim Preisausschreiben für die Restaurierung der Denkmalgruppe von Ksar el-Kebir den ersten Platz erreicht hätte. Meine Frau und ich begannen uns auf die fast zwei Jahre dauernde Abwesenheit vorzubereiten, und langsam kehrte meine Lebenslust zurück. Ich verabschiedete mich auch von meinen Kollegen und verließ das Büro nach dem in solchen Fällen üblichen Sektrinken zufällig, doch nicht ohne Vorahnung, gemeinsam mit meiner jungen Kollegin. Sie sagte, sie habe Kopfschmerzen, und tatsächlich waren die Schatten unter ihren Augen tiefer als jene, die von ihren Wimpern geworfen wurden. Sie sagte, sie würde gerne einen Tee trinken, um ihr Medikament einzunehmen, wenn ich bereit wäre, mich mit ihr in das Kaffee in der Nähe zu setzen. Im Zuge unseres Gespräches stellte sich heraus, dass wir 1953 mit unserer akuten Tuberkuloseinfektion mehrere Monate zusammen im Kindersanatorium am Szabadság-hegy verbracht hatten. Da war ich nur mehr eine Haaresbreite davon entfernt, meine Nacht voller Todesangst wieder aufleben zu lassen.

Als rebellischer Teenager schrieb ich, motiviert durch die Haftstrafe meines Vaters sowie der andauernden Angst vor einer Aussiedlung, systemfeindliche Gedichte. Ich notierte diese, beziehungsweise die in Petőfis Manier geschriebenen „Schlachtlieder“ in ein kariertes Heft, und nahm dieses samt meiner persönlichsten Sachen auch mit ins Sanatorium. In jener denkwürdigen Nacht hörte ich eine entsetzliche Geschichte von meiner Bettnachbarin, einem Zigeunermädchen, das – wie die Putzfrau es ausdrückte – „fehlerhafte Augen“ hatte und aus hygienischen Gründen kahlrasiert, aber sonst wunderschön war. Ich habe in meinem ganzen Leben keinen so schönen Körper gesehen, wie jenen dieses etwa 14 Jahre alten Mädchens; doch konnte ich ihr wegen ihres hängenden Augenlids nicht ohne Ekel ins Gesicht schauen. Ich spähte lieber verstohlen auf ihre Bewegungen, auf ihre hervorblitzende Haut, wie sie in ihren Hausschuhen hinaus- und wieder hereinschlenderte oder es sich in ihrem Krankenhauspyjama auf dem Bett bequem machte. Nachdem wir den Grießbrei zu Abend gegessen, die Zähne geputzt hatten und das Licht abgedreht worden war, erzählte das Mädchen, dass ihr Bruder beim Staatssicherheitsdienst arbeite, und –

wie sie wörtlich sagte – die „elenden Feinde“ durch den im Keller betriebenen Fleischwolf drehe. Es versteht sich von selbst, dass sie in mir einen dankbaren Zuhörer gefunden hat, was sie auch im ersten Augenblick bemerkte. Ich hatte keine Minute lang Zweifel darüber, dass mein kariertes Heft gefunden werde, und ich nicht an meiner Lungenkrankheit sterben, sondern im Riesenfleischwolf mein Ende finden würde. Ich geriet ins Schwitzen, meine Wangen glühten, doch ich versuchte Gleichgültigkeit vortäuschend Fragen zu stellen, um ihre Sympathie zu erwecken, aber ebenso, um Klarheit über womöglich wichtige Details zu gewinnen. Es war mir klar, dass meine Bettnachbarin die Geschichte nicht zum ersten Mal vortrug, vielleicht war sie ihrer auch schon überdrüssig, sie beantwortete meine spitzfindigen Fragen immer schleppender und schlief schließlich bald ein. Die ganze Truppe schlief: die mit den „fehlerhaften Augen“ und ihre andere Bettnachbarin, ein etwa siebenjähriges Mädchen sowie die Zwillinge in der Ecke. Ich schlich hinaus auf den Gang, wo sich unsere Metallspinde reihten, doch entdeckte ich mit stockendem Atem, dass mein Vulkanfiberkoffer samt dem sich darin befindenden, karierten Heft verschwunden war. Schande hin oder her, ich begann wimmernd zu weinen, und als die Nachtschwester (die von meinen Eltern gleich bei unserer Ankunft als ehemalige Nonne entlarvt worden war) aus der spärlichen Beleuchtung auftauchte, begann ich sie fieberhaft anzubetteln, mir wegen des wichtigen Heftes sofort meinen Koffer zurückzugeben. Die Arme war ganz verblüfft, fühlte meine Stirn und stellte fest, dass mein Fieber stark angestiegen war, und orderte mich zurück ins Bett. Als ich weiterhin pausenlos meinen Koffer zurückverlangte, antwortete sie nur, dass er am Dachboden sorgsam verwahrt werde und nicht verloren gehen könne.

Als ich an diesen Punkt meiner Erinnerungen angekommen war, sammelten sich bereits Tränen in den Augen meiner Kollegin, sie lehnte ihren Kopf an meine Schulter und gestand, dass sie das ungefähr siebenjährige Mädchen im Krankensaal gewesen sei. Sie erinnere sich an das plötzliche Auf- und Abgehen, an mein wimmerndes Weinen, mein steigendes Fieber, und sei seither auf der Suche nach mir gewesen. Zu diesem Zeitpunkt saßen wir bereits eng beieinander auf der harten Bank, welche entlang der Tischchen des Cafés verlief, wie zwei Schiffbrüchige. Beschützend legte ich den Arm um ihre zarten Schultern.

(Aus dem Ungarischen von Regula Sutter und Márta Sarolta Viola)